



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{4}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{4}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Der Roman der Gräfin Ida.

I.

Sie senkte tief und schlug plötzlich die Augen auf. Sie wußte sich das gleichmäßige, wohlthuende Schaukeln nicht zu erklären und streckte im Dunkeln tastend die Hand aus; zugleich versuchte sie, sich zu erheben. Doch im nächsten Augenblicke stieß sie einen Angstschrei aus und sank wieder auf ihren Platz zurück.

— Wer ist da? fragte sie mit bebender Stimme, während sie sich in die Ecke zurückzog.

Eine tiefe Mannesstimme, die ihr völlig fremd schien, entgegnete mit der Frage:

— Wie befinden Sie sich, Madame?

Gräfin Ida fuhr zusammen. Allmählig erinnerte sie sich. Sie wußte jetzt, daß das Rollen einer Kalesche dieses angenehme Schaukeln verursache. Sie sprang von neuem auf und schrie entsetzt: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“

Auf ein Zeichen des fremden Mannes hielt die Kutsche. Der Mann zog die dichten, grünen Vorhänge auf, welche bisher die Wagenfenster bedeckt hatten und Gräfin Ida konnte nun rechts und links je einen Reiter sehen. Auch die Reiter waren ihr unbekannt. Ringsumher sah sie dichten Wald; die zur Küste gehende Herbstsonne warf ein mattes Licht auf das verwelkende Laub.

— Sie sehen, Madame, daß Sie nichts zu fürchten haben, sagte der Fremde; nur wenn Sie mir versprechen ruhig zu sein, sollen die Vorhänge bleiben wie sie sind.

Die Gräfin nickte stumm und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Sie war verzweifelt. Es ist klar, daß



man sie entführt, höchst wahrscheinlich um ihres Geldes willen. Denn es ist allgemein bekannt, daß sie nach ihrem verstorbenen Gatten ein großes Vermögen geerbt habe. Vielleicht gar der berühmte Somoskeöy . . .

Diese ihre Annahme wurde durch die guten Manieren des neben ihr sitzenden Mannes noch bestärkt. Und auch die Reiter da draußen hielten sich gar nicht übel auf ihrem schönen Pferden. Sie begann sich allmählig in ihre Lage zu finden. Ihr Begleiter schien sich sehr schicklich zu betragen; Das beruhigte sie; sie hat doch wenigstens keine Insulten zu befürchten. Noch einmal durchlebte sie in Gedanken die ganze Affaire. Es war ein warmer Septembertag. Nachmittags hatte sie Besuche empfangen. Auch Graf August war da gewesen und er war am längsten geblieben. Der kleine Blaublütige ist wirklich lieb mit seiner zwanzigjährigen Mündigkeit, auf die er so stolz ist, daß er überall damit prahlt. (Aber unter vier Augen ist der Kleine keineswegs so zuversichtlich.) Sie ist dessen sicher, daß Graf August in sie sterblich verliebt ist. Heute wieder hat er unablässig ihr „Goldhaar“ bewundert. Es wird nicht schwer halten, ihn zu bewegen, daß er seine neunzadige Krone ihr auf das „Goldköpfchen“ setze. Der närrische Junge war ganz außer sich, als sie schied. Er schaute sie so seltsam an und es war augenscheinlich, daß er ihr noch etwas sagen wollte; aber sie hörte ihn nicht an, sondern lief in den Park hinaus, zu jener Stelle im Weidendickicht, wo sie täglich zu sitzen pflegte, um sich an der Schön-

heit der Landschaft zu ergößen. Sie war mit sich sehr zufrieden. So muß man die Männer behandeln, wenn man sie zu Sklaven der Frauen machen will. Und dann, — während sie so ihren Gedanken nachhing, sprangen plötzlich aus dem Dickicht zwei handfeste Kerle hervor, welche, um ihr Geschrei zu ersticken, ihr ein Tuch über den Kopf warfen und sie dann zu einem Wagen schleppten, wo sie die Besinnung verlor. Aldies war soeben geschehen. Der kleine Blaublütige ist vielleicht noch nicht zuhause angelangt. Was wird aus Alldem werden?

Diesen Gedanken hatte sie so laut ausgesprochen, daß ihr Begleiter sich zu antworten verpflichtet glaubte.

— Ich weiß es nicht, Madame! sagte er.

Gräfin Ida erschrak.

— Wie? Sie wissen es nicht? Also im Auftrage eines Anderen? . . .

— Ja, Madame.

— In wessen Auftrage?

Der Mann legte zwei Finger an den Mund; es schien der Gräfin Ida, als würde er damit zugleich ein Lächeln verbergen. Sie begriff, daß sie von ihm nichts erfahren werde, doch wollte sie wenigstens über die Summe ins Reine kommen.

— Was ist das Lösegeld? fragte sie plötzlich.

Ihr Begleiter schaute sie verwundert an und sagte lachend:

— Wahrhaftig, ich weiß es nicht!

— Wohin führen Sie mich?

— Sie werden es bald erfahren.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Der Begleiter schwieg — und von der schaukelnden Bewegung des Wagens gewiegt schlummerte die erschöpfte Gräfin langsam ein.

II.

Sie erwachte erst, als der Wagen wieder stille hielt. Sie blickte um sich und sah ein einsames Gebäude im Schweizerstyle, von der Art eines Jagdschlößchens.

Gräfin Ida verließ den Wagen und stieg am Arme ihres stummen Begleiters die Treppe zum Stockwerk des Schlößchens hinauf. Schlimme Ahnungen bedrückten ihr Gemüth und sie hätte in diesem Augenblicke ihr ganzes Vermögen dafür hingegeben, wieder in ihrem traulichen Boudoir zu sitzen.

Man führte sie durch einen Korridor, dann durch mehrere Zimmer, endlich in ein schwach beleuchtetes Gemach, das mit Ruhbetten und Teppichen reichlich eingerichtet war. Als die Thüre sich hinter ihr schloß, blickte sie zurück: ihr Begleiter war verschwunden. Dagegen trat im nämlichen Augenblicke aus einem Winkel des geräumigen Zimmers eine schmucke Jose hervor, die sich ihr näherte.

Gräfin Ida athmete erleichtert auf, als sie Eine von ihrem Geschlechte sah.

— Wo bin ich? fragte sie in flehendem Tone.

— Sehr gut aufgehoben, Madame. Die Gegend ist herrlich, mit einer gesunden, würzigen Waldluft — und auch unser Herr ist gut . . . fügte sie mit leichtem Erröthen hinzu.

— Unser Herr? Was reden Sie da? Bei wem bin ich? Sprechen Sie!

— Ich darf nicht, Madame. Es ist mir verboten.

Da fühlte die Gräfin, daß die Geduld sie verlasse. Wütend stürzte sie sich auf die Jose.

— Ich erwürge Dich, wenn Du nicht sprichst! freischte sie.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine unsichtbare Thüre und auf der Schwelle erschien ein Mann, der sich alsbald mit schüchternen Blicken der Gräfin näherte.

Die goldhaarige Wittve ließ ihr Opfer los; die Rede erstarb auf ihren Lippen. Die entsetzte Jose benützte diesen Augenblick, um aus dem Zimmer zu flüchten.

Die Gräfin aber preßte die Hände an die Brust und rief:

— Sie? Sie sind hier der Herr? Was haben Sie mit mir gemacht, Unglücklicher?

Der kleine Blaublütige stand mit gesenktem Haupte vor ihr, wie Einer, den das Bewußtsein seiner großen Schuld zu Boden drückt.

— Ich habe Sie entführen lassen, Madame . . . stammelte er endlich.

— Warum denn?

— Weil ich Sie liebe! . . Weil ich ohne Sie nicht leben kann! . . .

Da lachte die goldhaarige Wittve hell auf.

— O, Sie Ungeschickter! rief sie, indem sie ihre weißen vollen Arme um seinen Nacken schlang. Darum mußten Sie mich erst so erschrecken? . . .

Etienne.



O U J O U X.

Die Freundschaft gleicht den Unterschied zwischen den Charaktern aus, wie die Liebe den Unterschied zwischen den Geschlechtern.

*

So lange man liebt, verleiht man dem Gegenstande seiner Liebe alle Eigenschaften des Geistes und des Herzens; am Tage des Bruches nimmt man ihm sie wieder.

*

Was ist die Liebe? Zwei Seelen und ein Leib. Was ist die Freundschaft? Zwei Leiber und eine Seele.

*

Die Liebe mancher Menschen ist wie der reißende Bach: manchesmal überfluthet sie Alles, dann tritt wieder Dürre ein.

*

Manche lachen, um ihre schönen Zähne zu zeigen; Andere weinen, um ihr gutes Herz zu zeigen.

*

Ein schönes Zitat ist ein Diamant am Finger eines Mannes von Geist, ein Kiesel in der Hand eines Thoren.

*

Die Poesie ist die Wahrheit im Sonntagsstaate.

*

Wer den Hochzeitstag nicht ehrt, ist die Hochzeitsnacht nicht werth.

*

Manche Damen halten so viel auf ihre kleinen Füße daß es kein Wunder ist, wenn sie so leicht fallen.

*

Die Liebe ist ein Krieg im Kleinen; bei beiden erfolgt zuerst die Erklärung, dann der Angriff, dann die Vertheidigung und endlich der Friedensschluß.

*

„Herrendienst geht vor Gottesdienst“, sagte eine Cocotte zu einer Betschwester, die ihr Moral predigte.

*

Welches ist das pikanteste Blatt?

(vay aq uvjquabiq svC)

*

Wer war der erste Vegetarier?

(.saphiq sq wj hqms aq unaq 'hdsos wphnf aqC)

Ein Neujahrs Geschenk.

Von Guy de Maupassant.

Jacques de Randal hatte allein zuhause gespeist; dann schickte er seinen Diener fort und setzte sich an den Schreibtisch, um Briefe zu schreiben. Er that dies immer am letzten Tag des Jahres: er schrieb und träumte.

Er nahm aus dem Schubfache eine Photographie, die Photographie einer Frau, betrachtete dieselbe einige Sekunden und küßte sie. Dann legte er das Bild weg und begann zu schreiben.

„Theure Irene! Sie haben wohl das kleine Geschenk erhalten, das ich Ihnen, der Frau, im Laufe des Tages gesandt habe; jetzt, Abends, habe ich mich eingeschlossen, um an die Geliebte zu schreiben und ihr zu sagen . . .

Hier hielt die Feder inne. Jacques erhob sich und begann im Zimmer auf- und abzugehen.

Seit zehn Monaten hatte er eine Maitresse; nicht etwa eine Maitresse wie die anderen, eine Abenteuerin vom Theater oder von der Straße, sondern eine Frau, die er geliebt und erobert hatte. Und nun ging er daran, die Bilanz dieser Leidenschaft zu ziehen. Nachdem das erste Liebesfeuer gedämpft war, forschte er nach dem Zustande seines Herzens und suchte zu ergründen, wie sich die Zukunft gestalten werde. Er fand in seinem Herzen eine große, tief wurzelnde Neigung, zusammengesetzt aus Zärtlichkeit und Dankbarkeit, eine jener Neigungen, die sich zu dauernden Verhältnissen gestalten.

Da ertönte draußen die Klingel. Als er öffnete, sah er seine Geliebte vor sich stehen, bleich und sichtlich in großer Aufregung.

- Wie, Sie sind's?
- Ja; bist Du allein?
- Ja.
- Wolltest Du nicht ausgehen?
- Nein.

Sie trat hastig ein und warf sich auf einen Divan, wo sie das Gesicht mit den Händen bedeckend, bitterlich zu weinen begann.

Er kniete zu ihren Füßen nieder und sagte in fleherdem Tone:

- Irene! Irene! Um Gotteswillen! Was ist Ihnen?
- Da stammelte sie unter Thränen und Schluchzen:
- O, wenn Du wüßtest . . . Ich kann so nicht länger leben . . . Er hat mich geschlagen! . . .
- Wer?
- Mein Mann.
- Ah! . . . Wie ist das gekommen?

Sie erzählte ihm nun eine lange Geschichte, die Geschichte ihrer Ehe. Anfänglich lebten sie zufrieden, dann entstanden Mißhelligkeiten aus nichtigen Anlässen, endlich Streitigkeiten, die sie immer mehr entzweiten, und nun ist er gar eifersüchtig, eifersüchtig auf Jacques. Heute wieder habe es eine große Scene gegeben und schließlich habe er sie geschlagen. „Ich kehre nicht mehr zu ihm zurück“ schloß sie — „mache mit mir was Du willst.“

Jacques setzte sich ihr gegenüber, ganz nahe, so daß ihre Kniee sich berührten, nahm ihre Hände und sagte:

- Theure Freundin! Sie sind im Begriff, eine große

Thorheit zu begehen, die kaum wieder gutgemacht werden könnte. Wenn Sie Ihren Gatten verlassen wollen, dann müssen Sie ihn als den Schuldigen erscheinen lassen, damit Ihre Stellung als Frau, als tadellose Frau der guten Gesellschaft, keinen Eintrag erleide.

— Was rätst Du mir demnach? fragte sie mit besorgten Blicken.

— Ich rathe Ihnen heimzukehren und zu dulden bis zu dem Tage, da es Ihnen gelingen wird, eine Trennung oder eine Ehescheidung mit allen Kriegsehren zu erlangen.

Sie erhob sich und rief in heftigem Tone:

— Nein! ich kann nicht! . . . es ist aus! aus! aus!

Dann legte sie ihrem Geliebten die Hände auf die Schultern und fragte, ihm fest in die Augen schauend: Liebst Du mich?

— Ja.

— Dann behalte mich bei Dir.

— Dich bei mir behalten? rief er überrascht; hier? Bist Du toll? Das hieße Dich verderben, unwiderruflich verderben!

Da sagte sie langsam und ernst, wie Eine, die das Gewicht eines jeden Wortes fühlt:

— Hören Sie mich, Jacques. Er hat mir verboten, Sie zu sehen und ich werde nicht die Komödie spielen, im Geheimen zu Ihnen zu kommen. Sie müssen mich nehmen oder auf mich verzichten.

— Theure Irene, dann trachten Sie die Scheidung zu erlangen und ich werde Sie heirathen.

— Ja, Sie werden mich heirathen . . . in zwei Jahren vielleicht. Wahrhaftig, Ihre Zärtlichkeit ist sehr geduldig! Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Leben Sie wohl!

Sie wandte sich zur Thüre, so rasch, daß er sie erst auf der Schwelle erreichte.

— Hören Sie mich an, Irene! . . .

Sie wehrte sich, wollte nichts mehr hören und stammelte nur mit thränennassen Augen:

— Lassen Sie mich! . . . Lassen Sie mich! . . .

Er nöthigte sie, sich wieder zu setzen und flehte, daß sie ihn anhören, ihm glauben, seinen Rathschlägen folgen möge.

Als er zu Ende war, fragte sie:

— Wollen Sie mich nun endlich gehen lassen?

— Sagen Sie mir wenigstens, ob Ihr Entschluß — Ihr thörichter Entschluß, den Sie später bereuen werden, ein unwiderruflicher sei?

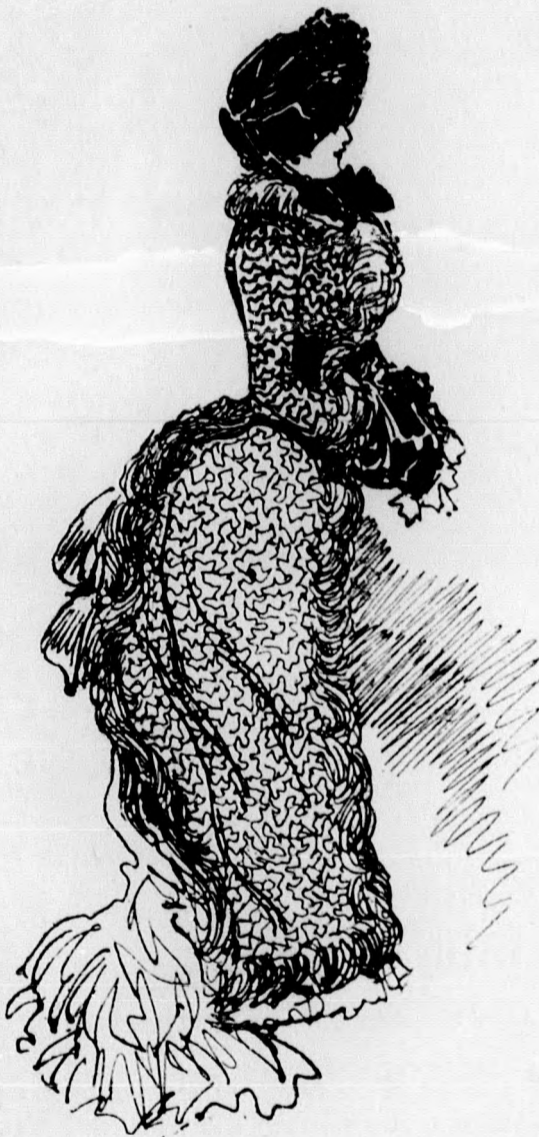
— Ja; lassen Sie mich! . . .

— Nun, dann bleibe! Du weißt wohl, daß Du hier zuhause bist. Morgen Früh wollen wir fort.

Doch sie erhob sich und sagte hart:

— Nein, es ist zu spät. Ich will kein Opfer, keine Hingebung.

— Bleibe. Ich habe gethan, was ich thun mußte und habe gesagt, was ich sagen mußte. Mein Gewissen ist ruhig; ich habe Dir gegenüber keine Verantwortung mehr. Sprich Deine Wünsche aus; ich werde gehorchen.





— Nathalie! Was muß ich sehen?
 — Lieber Mann! Der Herr Lieutenant wollte meine Tugend auf die Probe stellen; aber die Probe ist mißlungen, weil Du — zu früh heimgekehrt bist.

Sie setzte sich wieder, betrachtete ihn lange, dann sagte sie in sanftem Tone:

— Nun, so erkläre!

— Was soll ich erklären?

— Alles was Du Dir gedacht hast, um so rasch Deinen Entschluß zu ändern. Dann werde ich sehen, was ich zu thun habe.

— Ich habe mir gar nichts gedacht. Es war meine Pflicht, Dich aufmerksam zu machen, daß Du im Begriffe seiest, eine Thorheit zu begehen. Du beharrst dabei; nun verlange ich meinen Antheil an Deiner Thorheit.

— Es ist nicht natürlich, so rasch seine Ansichten zu ändern.

— Höre mich an, theure Freundin. Es handelt sich hier nicht um ein Opfer. An dem Tage, da ich einsah, daß ich Dich liebe, sagte ich mir Folgendes:

Der Mann, der eine Frau liebt und sich bemüht, ihre Liebe zu gewinnen und sie auch gewinnt, geht eine heilige Verpflichtung ein — ihr und sich selbst gegenüber. Die Ehe, die nach dem Gesetze und den Anschauungen der Gesellschaft einen großen Werth hat, besitzt in meinen Augen nur geringen moralischen Werth, da ich die Umstände sehe, unter welchen sie zumeist vollzogen wird. Und darum meine ich, daß die Verbindung einer verheiratheten Frau, die ihren Mann nicht liebt, mit einem freien Manne — vorausgesetzt, daß er und sie Leute mit Ehrgefühl sind — inniger, stärker und heiliger sein muß, als wenn sie unter Beobachtung aller gesetzlichen und kirchlichen Formen geschlossen worden wäre. Ich habe nichts weiter zu sagen. Zuerst sprach ich als vernünftiger Mensch, der Sie warnen wußte; jetzt spricht nur der liebende Mann zu Ihnen. Gebieten Sie über ihn!

Strahlend von Entzücken schloß sie ihm den Mund mit

ihren Lippen; dann schloß sie ihn in ihre Arme und sagte ganz leise.

— Es war nicht wahr, Geliebter! Nichts ist vorgefallen; mein Mann ahnt nichts. Ich wollte nur sehen, nur wissen, was Du thun würdest . . . Ich wollte mein Neujahrs-geschenk haben . . . das Geschenk Deines Herzens . . . ein anderes Geschenk als das Halsband, das Du mir sandtest . . . Nun habe ich es . . . Dank! . . . Dank! O, wie glücklich bin ich!

Margarethe.

Ja, Du bist gut! Ich weiß es ja, ich weiß!
Ich hab' es ja gefühlt in letzter Nacht:
Du liebst mich rasend, liebst mich glühend heiß,
Hast mich vor Liebe ja fast umgebracht.

O Gott, es war ein wonneselig Glück,
Als mich Dein schöner Lilienarm umschlang,
Ich fühlte deutlich es, wie Stück für Stück
Dein weites warmes Herz in meines drang.

Wir wurden Eins und preßten Mund auf Mund
Und hielten uns wie angekettet fest,
Wir küßten Beide uns die Wangen wund —
Es war ein Glück, das sich nicht sagen läßt.

Und doch! was soll das Hämmern in dem Hirn?
Was fällt mir immer der Gedanke ein:
Dir liegt ein leises Fältchen auf der Stirn
Und Deine Seele, Grete, ist nicht rein.

Du kennst die Crene nicht. O sieh mich an:
Ich werf' Dir niemals Dein Vergehen vor —
Nur, daß ich heute mir Dein Herz gewann,
Das läßt an Den mich denken, der's verlor.

Hadubrand.

Eine gute Partie.

In der letzten Nummer des „Caviar“ habe ich meinen Lesern erzählt, daß ein junges Mädchen aus gutem Hause und mit einer sehr ansehnlichen Mitgift versehen, sich nicht mehr in jenem „intakten“ Zustande befinde, welchen die Berliner Gerichtsärzte bei der unglücklichen Sängerin Eugenie Erbösi nach dem Tode constatirt haben.

In der argen Verlegenheit, welche dieser „Fall“ dem ehrenwerthen Hause und dessen Freunden verursacht, habe ich mich an den Edelmut und den Scharfsinn des Publikums gewendet und mein Aufruf ist nicht ungehört verhallt. Eine große Anzahl von Briefen ist mir zugegangen, deren jeder sehr werthvolle Anerbietungen enthält. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß in unserer materialistischen Zeit sich noch opfermuthige Seelen finden, die bereit sind, eine solche lästige Vaterschaft auf sich zu nehmen.

Diese Bewerber würden verdienen, daß ihnen ein öffentlicher Dank gezollt werde, umso mehr als ihr Anerbieten schon zu spät kommt — wie ich es weiter unten erklären

werde — und ihre Tugend keinen andern Lohn finden wird als das Bewußtsein, eine idealische That — gewollt zu haben. Ich wünsche den Herren, sie mögen gefallene junge Mädchen finden, um sie wieder zu erheben, oder alte Sünderinnen, die ihren Lebensabend durch einen Partner verschönern wollen. Es wäre schade, wenn dieser lebhafteste Heiratsdrang ganz verloren ginge.

Einer der Herren schreibt mir:

„Mein Herr! Ich liebe dieses junge Mädchen, ohne es zu kennen. Ich bin von schüchternem Gemüthsart und habe noch keine Geliebte gehabt, die ich verführt hätte. Wenn ich nun ein Mädchen finde, das schon „vorbereitet“ ist und bei welchem alle „Einleitungen“ überflüssig sind, so ist das bei meinem furchtsamen Naturel ein Vortheil, den ich mir nicht entgehen lassen darf. Ich bin demnach bereit, dieses Kind anzuerkennen, das nicht von mir sein wird und demselben ein Brüderchen oder Schwesterchen zu geben. (Die Fruchtbarkeit der Mutter steht ja außer Frage.)

Ihre Antwort findet mich in Wien, postlagernd, sub K. P.“

Der Zweite ist augenscheinlich ein frommer Schwärmer; er läßt sich also vernehmen:

„Verheirathen Sie mich wie die Lilie, die der himmlische Thau gebeugt, mit dieser Blume, die der rauhe Hauch der Welt gebeugt hat. Ich will sie wieder aufrichten. Wenn es ihr zu peinlich wäre, unter dem Auge Gottes jene Probe wieder zu beginnen, die sie unter dem Auge Satan's überstanden, so will ich mich verpflichten, mit ihr zu leben, wie Bruder und Schwester. Ich verlange nur das Recht, das Vermögen zu verwalten, das dereinst zu einer frommen Stiftung für Findelkinder verwendet werden soll.“

Ein Dritter drückt sich weniger mystisch aus, spricht vielmehr in der positiven Form eines Finanziers.

„Sie sagen, die Familie sei reich; die meinige ist arm, aber sehr ehrenwerth. Darum scheint es mir billig, daß ich die Bedingungen des Ehecontractes hieher setze.

Für meine so ehrenwerthe Familie	50,000	Mark
Für mich	50,000	„
Für das Kind, das eine Amme brauchen und noch andere Bedürfnisse haben wird	50,000	„
Für mich zum Troste, in dem Falle, als die Mutter bei der Entbindung das Leben lassen sollte	100,000	„
Für meine Liebe verlange ich keine Entschädigung	0	„

Zusammen 250,000 Mark

Ich weiß nicht, ob die Mitgift der jungen Dame so viel ausmacht, aber Sie werden zugeben, daß ich nicht zuviel verlange.“

Ein erster Commis in einem großen Waarenhause der Residenz schreibt kurz und bündig:

„Ich bin jung und gesund, wie man sich überzeugen kann. Der Fehltritt der jungen Dame ist mir „pommade“. Nehmen Sie mich! Ich lege meine Photographie bei.“

(Die Photographie zeigt einen sehr hübschen, jungen Mann.)

Eine Heiraths-Agentie bot mir ihre Vermittlung an. Es werde ein ausgezeichnetes Geschäft geben; ein fremder Prinz sei bereit, das verblähte Wappenschild neu zu vergolden. Das zu gewärtigende Kind werde einst vielleicht einen Thron erben, der dem Prinzen unmöglich entgehen könne u. s. w. u. s. w.

Ich will nicht alle Briefe aufzählen, die mir zugekommen sind, umso weniger als ich nicht die Absicht habe, diese Briefe zu beantworten. Demjenigen Herrn, der eine Briefmarke

beigelegt hat, um sich einer „sofortigen Erledigung“ zu vergewissern, theile ich mit, daß ich die Briefmarke einem armen Teufel geschenkt habe, der sie hoffentlich für ein Stück Brot wird eintauschen können.

Nur eines Briefes will ich noch erwähnen. Derselbe stammt augenscheinlich von einem sehr ernstern Mann, vielleicht von einem Advokaten, Parlaments-Mitgliede oder einem noch höher stehenden Herrn.

„Ich bin bereit zu heirathen“, — schreibt dieser Herr — ich nehme die Mitgift in Empfang, werde aber die Frau nicht berühren. Nach der Geburt des Kindes, welches meinen Namen führen wird, werde ich mich in notorischer Weise ungeziemend betragen, um meiner Frau einen eklatanten Scheidungsgrund zu bieten. So werde ich ihre Ehre hergestellt haben, ohne ihre Freiheit anzutasten. Sie wird heirathen, einen Andern lieben können. Die Theilung des Vermögens wird eine billige Maßregel sein. Ich werde mich nicht verkauft, nur ausgeliehen haben.“

Einige der Bewerber sind so albern, daß sie von Liebe sprechen; aber kein Einziger sagt, daß er ohne Mitgift heirathen wolle.

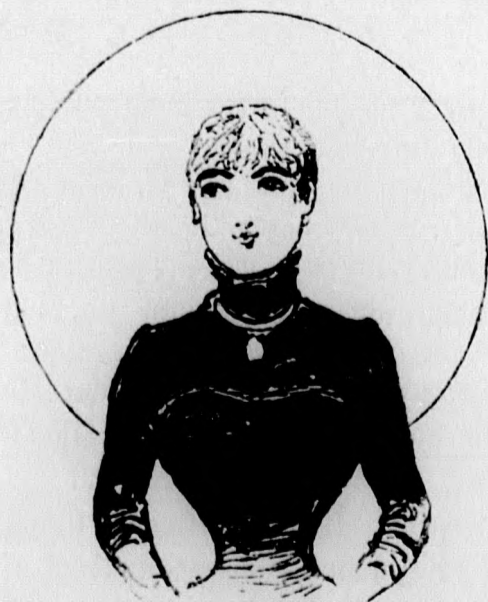
*

Was nun die Heldin betrifft, die Penelope all' dieser Bewerber, so wird sie Niemanden heirathen. Sie zieht es vor, Mutter zu sein ohne Gatten. Sie wird nach der Schweiz gehen und dort zu einer ehrbaren Familie in Pension eintreten, um daselbst unter fremdem Namen zu verbinden. Das Kind wird in Annumenschaft gethan; später, als alterndes Mädchen, wird sie sich desselben wie eines Findlings annehmen.

Ihre Mutter, die leidend ist, läßt sie allein, in Begleitung einer Kammerfrau, abreisen. Ihre Schwester, die ein wenig eifersüchtig ist, wird nichts thun, um sie zurückzuhalten. Ihr Vater beginnt sich vergnügt die Hände zu reiben und hat jüngst seinem Schwiegersohne vertraulich mitgetheilt, daß er ihn um einen Theil am Erbe bringen wird.

So löst sich Alles zum Besten. Es kann höchstens geschehen, daß die zu gewärtigenden drei Kinder einander ähnlich sehen.

Jean qui rit.



ONBONNIÈRE.

Aus dem Trompeter von Säckingen.

Herr Schwächlich reiste neulich auf der Eisenbahn in Gesellschaft einer hübschen Dame, die ihn bald zur heftigsten Liebe entflammte. Er machte ihr nach Kräften den Hof, fand aber doch nicht den Muth, die äußersten Beweise ihrer Gunst zu verlangen. Auf der Dinerstation angelangt stiegen Beide aus, um ihr Mittagessen einzunehmen, doch kam die Affaire auch hier nicht vorwärts. Bei der Weiterfahrt stieg die Dame in ein anderes Coupé — und merkwürdigenweise fand Herr Schwächlich nun mit einem Male den Muth, der Dame nach bewährten Mustern Dasjenige schriftlich bekannt zu geben, was er ihr mündlich mitzutheilen nicht gewagt hatte. Er sandte ihr durch den Schaffner, fein säuberlich mit Bleistift geschrieben, den bekannten poetischen Stoßseufzer:

„Behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen!
Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein!“

Bald darauf erhielt er von der unbekanntenen Schönen auch die Antwort. Sie lautete:

„Mein lieber Herr, Sie sind ein Dohs gewesen!
Mein lieber Herr, es hätte können sein!“

*

Ihr Verhältniß.

Die Sängerin K., deren Talent in umgekehrtem Verhältniße steht zu ihrer großen Schönheit und ihrem leichtfertigen Lebenswandel, hatte es so arg getrieben, daß ihre galanten Abenteuer endlich auch dem Intendanten zu Ohren kamen. Dieser entschloß sich, der Dame einen Wink zukommen zu lassen und in seiner gewohnten Herzengüte wandte er sich dabei an die Mutter der Sängerin, eine ehrbare Hausmeisterin in Altersversorgung — damit dem Frä. K. die bittere Pille durch die mütterliche Zärtlichkeit ein wenig versüßt werde.

— Frau K., sagte Se. Excellenz zu der Alten, Ihre Tochter führt einen skandalösen Lebenswandel; das kann nicht länger so fortgehen.

— Aber, beileibe, Excellenz; meine Tochter hat nur ein einziges Verhältniß.

— So, ein einziges? Mit wem denn?

— Mit dem Herrn Jockey-Klub.

*

Eine Retourkutsche.

Die Gräfin B. stürmte neulich wüthend in das Gemach der hübschen Schauspielerin C.

— Fräulein, ich werde Sie in das Polizei-Gefängniß stecken lassen, wenn Sie fortfahren, meinen Mann zu empfangen!

Fräulein C. lächelt ironisch und erwidert:

— Was würden Sie sagen, Madame, wenn die Baronin B. Ihnen dasselbe thun wollte?

*

Eine Köchin in Verlegenheit.

Der berühmte Maler Z. führt eigene Küche, ist aber ein ökonomischer Mann. Neulich erklärte er seiner Köchin, er sei nicht mehr geneigt, die Rechnungen der Lieferanten zu bezahlen, sondern werde ihr für die Woche fünfzig Gulden Küchengeld geben. Dabei überreichte er ihr fünfzig Gulden für die eben beginnende Woche. Am Donnerstag erschien die Köchin bei ihrem Herrn und erklärte, daß sie kein Geld mehr habe.

— Gehen Sie zum Teufel! rief der Maler wüthend.

— Sehr wohl; aber was soll ich heute zum Mittagessen bereiten?

— Ich gebe keinen Kreuzer; meinetwegen kochen Sie... Und er nannte einen Gegenstand, der selbst bei dem ärmsten Manne nicht auf dem Speisezettel zu figuriren pflegt.

Die Köchin aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern erwiderte:

— Das ist für den gnädigen Herrn; was soll ich aber den Dienstleuten geben?

Ein Räthsel.

Von Théodore de Banville.

I.

Jawohl, theure Cécile! — sagte Madame Louise Drélie zu ihrer Freundin, der schönen Cécile Joannon, die bei ihr zu Besuch war — jawohl, Ihnen darf ich es doch sagen: dasjenige, was in der Liebe von Manchen so gering geachtet wird; jene materielle Lust, welche die Ruhmagd und die Königin gleichmäßig empfinden; jene Freuden der Sinne, zu welchen man schließlich nach den allerschönsten Reden zurückkehrt — weil die Quintessenz der Philosophie noch nichts Besseres erfunden hat, als den Kuß — es scheint mir doch noch das Beste hienieden. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?

— Ach, erwiderte Madame Joannon traurig, in diesem Punkte fehlt es mir leider an Kenntnissen und Erfahrungen. Von jenen Wonnen, deren Erinnerung Sie in Entzücken versetzt, kann ich beiläufig so reden, wie ein Blinder von den Farben.

— O, arme Kleine! sagte Madame Drélie mit aufrichtigem Beileid. Wäre es möglich, daß Sie mit diesen weißen Zähnen in den Evasapfel gebissen hätten und daß in Ihrem rothigen Munde nichts als Asche zurückgeblieben wäre? Da sind Sie bitter zu beklagen. Wenn Sie in Gedanken jene Zauberwelt sich ausmalen könnten, die Ihnen verschlossen ist, Sie würden Feenpaläste sehen, mit welchen verglichen jene der Semiramis nichts als Viehställe waren und . . .

— Halt! nicht so rasch. Bin ich in diesen Dingen auch ohne Erfahrungen, so sind sie mir doch nicht ganz unbekannt. Aber meine Geschichte ist so außergewöhnlich, daß wenn ein Novellist sie erzählen wollte, man ihn sicher in ein Narrenhaus stecken würde . . .

II.

— Erzählen Sie! ich werde Ihnen glauben, rief Madame Drélie lebhaft.

— Nun denn, hören Sie. Als ich in die Welt und damit zugleich in die Ehe eintrat, war mein Gatte, Herr Joannon, ein abgewerkter Lebemann, der in der Liebe Reizungen und Genüsse suchte, wie man sie bei einer legitimen Ehegattin in der Regel nicht findet. Darum wandte er sich von mir auch bald ab und ließ mir meine vollständige Freiheit, mit der ich übrigens nichts anzufangen wußte.

— Damals trafen Sie eine Freundin? unterbrach sie Louise.

— Ja, die schöne Alice Phanner, deren Gatte von dem nämlichen Schlage war wie der meinige, und der es ihr völlig frei stellte, tugendhaft zu sein oder auch nicht. Sie hatte das Letztere gewählt und ihre zahlreichen Liebes-Abenteuer waren ja bekannt genug. Sie sagte mir, daß in gewissen Fällen die Knaußerei gleichbedeutend sei mit der Verschwendung und daß ich eines Trösters bedürfe. Sie hatte diesen Tröster auch gleich zur Hand: es war Herr Armand de Théroüde, ein Stabsoffizier, schön, tapfer, edel, geistreich.

— Nun, und ihm hatten Sie dann die Empfindung zu danken . . . ?

— Nichts, absolut nichts . . . Meine Freundin Alice dachte dann, dieser Versuch sei mißlungen; ich solle es mit Anderen versuchen. So ward ich mit dem berühmten Advokaten Armandié bekannt, der mit seiner glänzenden Beredsamkeit mich von Allem überzeugen konnte, was er wollte, jedoch mein eingeschlafertes Blut nicht zu erwecken vermochte. Dann kam der Maler Rayville, der Kompositeur Césaire . . . doch wozu soll ich die Liste fortsetzen? Nichts, nichts . . .

— Das ist seltsam! murmelte Madame Drélie. Nun, und weiter?

III.

Zu jener Zeit waren wir, ich und Madame Phanner, Nachbarn auf dem Lande. Bei meiner Freundin war stets die Blüthe der Pariser Männerwelt versammelt: Offiziere, Literaten, Künstler. Nur einen Mann gab es da, der nicht in die Gesellschaft paßte; aber man mußte ihn dulden, weil er — der Cousin der Hausfrau war. Es war ein Fabrikant von Elbeuser Tuch, nicht mehr jung, aber noch nicht alt, ordinär, anständig gekleidet, ein Mensch, bei dem die Gewöhnlichkeit nicht bis zu dem Grade reichte, wo sie interessant wird. Er hieß Loisy, ganz einfach Loisy, und hätte sich durch nichts von anderen gewöhnlichen Männern unterschieden, wenn sein Gesicht nicht durch einen Kranzbart geziert gewesen wäre, d. i. jene Barttour, wie sie zu Louis Phillippe's Zeiten modern gewesen, zu jener Zeit aber, da ich ihn sah, nur mehr von einigen Fiaker-Kutschern getragen wurde.

Der Tag, an welchem ich diesen Herrn Loisy zum ersten Male sah, verfloß unter Musik, Spielen und anderen ländlichen Vergnügungen. Ich hatte meinem Gatten versprochen, am Abend heimzukehren. Allein, Nachmittags hatte sich am Himmel ein Gewölk zusammengezogen und in dem Augenblicke, als mein Wagen vorfuhr, brach ein fürchterliches Unwetter los. Ich war genöthigt, im Schlosse meiner Freundin

zu übernachten. Dies bot einige Schwierigkeiten, denn das Schloß war vollgepfropft mit Gästen; es war kein Zimmer leer. Aber ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Man weckte Fräulein Eulalie, die Weißnähterin des Schlosses, that sie zu einer Jose, und setzte ihr Bett durch frische Bettwäsche für mich in Stand. Da ich am frühen Morgen abreisen wollte, um meinen Gatten nicht allzusehr zu beunruhigen, hatte ich den Schlüssel in der Thüre stecken lassen, damit man mich wecken könne, ohne durch Pochen die Andern zu stören.

IV.

Kaum hatte der Schlaf meine Stirne und meine Augenlider gestreift, als die Thüre geöffnet ward und Jemand eintrat. Ich weiß nicht, welches geheimnißvolle Gefühl mich dazu nöthigte: aber ich schwieg und rief nicht. War es die Scheu vor einem Aufsehen, war es Furcht oder Neugier? ich konnte und kann mir darüber keine Rechenschaft geben. Wie dem auch sei — ich fühlte mich bald von zwei kräftigen Armen gefaßt und gepreßt, ich fühlte einen Hagel von Küßen auf meine Stirne, meine Haare, meine Lippen niedergehen, und dann, o Freundin, war es mir, als risse ein Schleier, der mir bisher das Leben und Alles verdeckt hatte und ich lernte jenes Entzücken, jene unerhörten Wonnen kennen, die ich so oft erträumt, von welchen ich so oft erzählen gehört hatte, ohne sie kennen zu lernen. Ich durfte nicht daran zweifeln: es war Herr Loisy, der Verkäufer von Elbeuser Tuch, ich hatte seinen Kranzbart erkannt; aber außer mir, in den bodenlosen Abgrund nie empfundener Wonnen versinkend, dachte ich in jenem Augenblicke an nichts, an nichts . . .

Endlich schlief ich ein und als ich wieder erwachte, war ich allein. Am Morgen reiste ich nicht ab; denn mein Mann, durch mein Ausbleiben besorgt gemacht, war herbei geeilt und wir blieben noch einige Tage bei Madame Phanner. Natürlich sah ich den Tuchhändler wieder; aber Sie dürfen es mir glauben, es fiel mir nicht ein, ihm zuzurufen „Ich liebe Sie!“ — noch auch jene einzigen Stunden meines Lebens mit ihm zu wiederholen, in welchen ich Weib gewesen. Sein Glück und sein Verbrechen war ihm übrigens völlig unbekannt; er glaubte bei der Weißnähterin Eulalie gewesen zu sein, wie es seine Gewohnheit war, und er ahnte nicht, daß ich es war, der er die höchsten Wonnen bereitet hatte.

„Wer getrunken hat, wird noch trinken“ — heißt es im Sprichwort. Sie können sich leicht vorstellen, theure Louise, daß ich es noch öfter versucht habe, mit schönen, liebenswürdigen und geliebten Männern Früchte vom Baume der Erkenntniß zu pflücken. Aber ach! es war vergeblich: ich war wieder unempfindlich geworden, Eis und Marmor. Ich kann sagen was Frau von Pompadour von sich gesagt: „Ich bin kalt wie eine nordische Ente.“ Das ist meine Geschichte.

— Sie ist seltsam genug, sagte Madame Drésia, und beweist uns wieder einmal die Allmacht Amor's, der seine Gaben ganz nach seinen Launen verleiht.



Im Café chantant.

Alle Hagel! Donner-
wetter!
Welche Berve! Welcher
chie!
Hunderttausend Liebes-
götter
Spiegeln sich in diesem
Blick!

Bühnenschöne Amazone
Chansonettensängerin,
Mit dem Lied aus
Gasparone
Tritt sie vor die Rampe
hin.

Schmelzend wohl lautweiche Klänge!
Und wir lauschen hochentzückt,
Ach, des Körpers formenstrenge
Reize machen uns verrückt.

Diese kapitalen Waden!
Diese Beine, excellent!
Busen echt! von Gottes Gnaden
Myrmidonenhaft patent!

Rechnest Du zu felsenfesten
Bündlern auch der Tugend Dich,
Gegenüber solchen Gesten
Läßt die Tugend Du im Stich.

Lieder, ästhetisch und unästhetisch,
Wechseln durcheinander kraus,
Und nach jedem ruft frenetisch
Man von neuem sie heraus.

Tambourin und Castagnetten,
Nach und nach sind sie verstummt
Und der Chor der Chansonetten
Auf die Straße drängt, verstummt.

Und ich folge aus dem Saale
Und ich bete: Himmel helf!
Daß ich sie erwisch' . . . Finale:
Sora's Wohnung, Kopfplatz 11.

Bruno Zellheim.



Auch ein Egoist.



— Sie sind ein abscheulicher Egoist, Herr Graf!
 — Warum, liebes Linchen?
 — Weil Sie nicht zugeben wollen, daß ich auch von Ihrem Papa Geschenke annehme.

Vertraulich.



— Aber Du wirst es meinem Buchhalter nicht verrathen?
 — Keine Idee!
 — Ich thue es nur, um ihm zu seinem Namenstage — eine Ueberraschung zu bereiten.

Mont-Oriol.

Roman von Guy de Maupassant.

Deutsch von Armin Schwarz.

Christiane fragte:

— Ist Gontran hier? — Gontran war ihr Bruder.

Der Marquis erwiderte:

— Ja, seit vier Tagen, mit einem seiner Freunde, Herrn Paul Bretigny, dessen er uns schon öfter erwähnt hat. Sie machen zusammen eine Tour durch die Auvergne.

Der Marquis fragte nun seine Tochter, ob sie nach dieser durchreisten Nacht nicht bis zum Frühstück der Ruhe pflegen wolle. Allein sie sagte, daß sie im Sleeping car vorzüglich geschlafen habe; sie verlange nur eine Stunde, um Toilette zu machen, dann wolle sie das Dorf und die Badeanstalt besichtigen.

Ihr Vater und ihr Gatte kehrten nun in ihre Zimmer zurück, um dort abzuwarten, bis sie fertig sein würde. Sie ließ die Herren bald rufen und nun stiegen Alle zusammen hinab. Christiane war entzückt bei dem Anblicke dieses mitten in einem von hohen Kastanienbäumen eingeschlossenen Waldthale gelegenen Dorfes. Ueberall Bäume und aus dem Gestein hervorrieselnde Quellen.

Plötzlich hörten sie die Klänge einer drolligen Musik, welche aus dem Kasten einer abgenützten Drehorgel hervorzukommen schien.

— Was ist das? fragte Christiane.

— Das Kasino-Orchester, sagte ihr Vater lachend. Es sind vier Mann, welche diese Musik hervorbringen.

Und er führte sie zu einem rothen Aufschlagzettel, auf welchem in großen Lettern Folgendes zu lesen war:

Kasino in Enval.

Direktion: Petrus Martel vom Odéon.

Samstag, 6. Juli. Großes Konzert, veranstaltet vom Maestro Saint-Landri, Inhaber des zweiten Preises des Conservatoriums. Am Klavier: Herr Javel, Laureat des Conservatoriums. Flöte: Herr Noirod, Laureat des Conservatoriums. Kontrabaß: Herr Nicordi, Laureat der königlichen Akademie in Brüssel.

Nach dem Konzert große Theater-Vorstellung. Aufgeführt wird: „Im Walde verirrt“. Lustspiel in einem Akte von Herrn Pointillet.

Personen:

Pierre de Lapointe — — — Herr Petrus Martel vom Odéon
 Oscar Lévillé — — — Herr Petitniveille vom Vaudeville-Theater.

Jean — — — — — Herr Lapalme vom Stadttheater in Bordeaux.

Philippine — — — — — Fräulein Odelin vom Odéon.

Während der Vorstellung wird das Orchester unter Leitung des Maestro Saint-Landri spielen.

Christiane las Aldies laut vor und lachte aus vollem Halse.

Ihr Vater sagte:

— O, das wird Dich belustigen. Doch treten wir näher.

Sie wandten sich rechts und betraten den Park. Ernst und langsam ergingen sich die Badegäste in den drei Alleen, tranken ihr Glas Mineralwasser und gingen dann weiter. Einige saßen auf Bänken und zeichneten mit den Spitzen ihrer Spazierstäbe oder Sonnenschirme Figuren in den Sand. Alle schwiegen, wie eingeschlummert durch die Langeweile, die hier wie in allen Badeorten herrschte. Nur die bizarren Klänge der Musik tanzten durch die milde, klare Luft. Da rief eine Stimme: „Christiane!“

Sie wandte sich um; es war ihr Bruder. Er eilte auf sie zu und küßte sie; dann, als er seinem Schwager die Hand gedrückt hatte, nahm er seine Schwester an den Arm und zog sie mit sich fort, den Vater und den Schwager weit zurücklassend.

Und nun begannen sie zu plaudern. Gontran war ein großer, eleganter Junge, fröhlich wie seine Schwester, beweglich wie sein Vater, gleichgiltig gegen alle Ereignisse und allezeit auf der Suche nach einem Tausendfrancs-Billet.

— Ich glaubte, Du schliefst noch, sonst hätte ich Dich schon aufgesucht. Ich war übrigens mit Paul auf Schloß Tournöel.

— Mit Paul? ach ja, Dein Freund.

— Paul Bretigny; in diesem Augenblicke badet er.

— Ist er krank?

— Nein, aber er kurirt sich dennoch; er war nämlich verliebt.

— Und da nimmt er Eisenbäder, um sich zu erholen.

— Ja. Er thut Alles, was ich ihm sage. — O, er war sehr angegriffen; er ist ein Junge von sehr heftiger Gemüthsart. Er ist schier gestorben und hat auch sie tödten wollen. Er war wahnsinnig in sie verliebt, sie aber war ihm nicht treu, wohlverstanden. Das hat zu einem schrecklichen Drama geführt. Dann habe ich ihn hinweggeführt; es geht ihm schon besser; aber er denkt noch daran.

Sie lächelte und meinte:

— Es wird mir ein Spaß sein, ihn zu sehen.

Für sie hatte die Liebe wenig zu bedeuten. Sie dachte manchmal an dieses Ding, wie ein Armer an ein Diadem von Brillanten denkt. Ihr schien das Leben einfach und gut, ohne jede Verwicklung. Sie lebte, schlief, kleidete sich mit Geschmack, lachte und war zufrieden. Was hätte sie mehr verlangen können?

Als man ihr mit der Bewerbung Andermatt's kam, weigerte sie sich in kindischer Entrüstung, die Gattin eines Juden zu werden. Ihr Vater und ihr Bruder theilten ihren Widerwillen und ihre Weigerung. Andermatt verschwand von der Bildfläche; aber nach kaum sechs Monaten hatte er Gontran über 20.000 Francs geliehen; der Marquis seinerseits begann aus anderen Gründen seine Ansicht zu ändern. Er gab immer nach, wenn man in ihn drang, weil er vor Allem die Ruhe liebte. Seine Tochter pflegte von ihm zu sagen: „O, bei Papa sind alle Ideen verworren.“ Und das war auch richtig. Er hatte keine Meinung, keine Ueberzeugung, keinen Glauben, nur eine auflodernde Begeisterung, die jeden Augenblick ihr Ziel wechselte. Er glaubte an Alles, je nach

der Stunde und als Madame Scardon, seine alte Freundin, die mit vielen Juden in Verbindung stand und darum die Ehe zwischen Andermatt und Christiane wünschte, ihn zu bearbeiten begann, wußte sie sehr wohl, wo sie den Hebel anzusetzen habe.

Sie erklärte ihm, daß für den jüdischen Stamm die Stunde der Rache geschlagen habe; dieser Stamm sei unterdrückt gewesen, wie das französische Volk vor der Revolution, und werde nun alle anderen Völker durch die Macht des Goldes unterdrücken. Binnen Kurzem hatte sie den Marquis dahin gebracht, daß er die geheime, nimmer rastende, mächtige Arbeit der bisher überall verfolgten Juden bewunderte. Mit einem Male sah er ihren Triumph mit anderen Augen an; er betrachtete denselben als eine gerechte Vergeltung für ihre lange Unterdrückung. Er sah die Juden als Herren der Throne stützen oder stürzen; er sah sie im Besitze der Macht, ganze Nationen bankrott zu machen; er sah, wie sie ihr unfauberes Gold in die Kassen der katholischen Herrscher werfen, welche ihnen durch Verleihung von hochklingenden Titeln und Eisenbahn-Konzessionen ihren Dank abtragen.

Und er gab seine Einwilligung zur Ehe des William Andermatt mit Christiane von Ravenel.

Was diese betrifft, so hatte sie unter dem unmerklichen Drängen der Madame Scardon, welche nach dem Tode ihrer Mutter ihre intime Beratherin geworden und angefichts der Sinnesänderung ihres Vaters und der interessirten Gleichgiltigkeit ihres Bruders eingewilligt, die Frau dieses dicken, sehr reichen Mannes zu werden, der ihr weder gefiel noch mißfiel, ungefähr so, wie sie eingewilligt haben würde, einen Sommer in einer unangenehmen Gegend zuzubringen.

Jetzt, da sie schon seine Frau war, fand sie, daß er gutmüthig, gefällig, gar nicht dumm sei und recht artig im intimen Umgange mit ihr; doch machte sie sich mit ihrem Bruder oft lustig über ihn.

Bruder und Schwester kamen bald bei der Badeanstalt an. Hinter einem Schalter saß der Kassier Séminois. Gontran raunte seiner Schwester in's Ohr, daß dieser ehrenwerthe Beamte der Anstalt nicht schreiben könne und wandte sich dann an den Kassier mit den Worten:

— Herr Séminois, meine Schwester, Madame Andermatt, wünscht ein Abonnement von zwölf Bädern zu nehmen.

Der Kassier, ein großer, hagerer, leidend aussehender Mensch, öffnete sein Buch und fragte:

— Wie ist der Name?

— Andermatt.

— Wie sagen Sie?

— Andermatt.

— Wie buchstabieren Sie das?

— A—n—d—e—r—m—m—m—t

— Sehr wohl.

Und er schrieb den Namen langsam ein. Als er damit fertig war, fragte Gontran:

— Wollen Sie mir den Namen meiner Schwester vorlesen?

— Ja, mein Herr. Madame Anterpat.

Christiane lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen rollten, dann bezahlte sie ihr Abonnement und fragte:

— Was für einen Lärm gibt es da oben?

— Wir wollen nachschauen, erwiderte Gontran.

Sie stiegen die Treppe hinan, öffneten eine Thüre und sahen nun einen großen Kaffeesaal mit einem Billard in der Mitte. Zu beiden Seiten des Billards standen zwei Männer in Hemdärmeln, jeder mit einem Queue in der Hand und warfen sich gegenseitig Schimpfwörter an den Kopf.

— Achtzehn!

— Siebzehn!

— Ich sage Ihnen, daß ich achtzehn habe!

— Das ist nicht wahr, Sie haben nur siebenzehn!

Es war der Direktor des Kasino, Herr Petrus Martel vom Odéontheater, welcher seine tägliche Carambole-Partie mit dem Komiker seiner Truppe, Herrn Lapalme vom Stadttheater in Bordeaux, machte.

Petrus Martel hatte, nachdem er bei verschiedenen Provinz-Schmierern herumgezogen war, die Leitung des Kasino's zu Enval übernommen. Hier verbrachte er seine Zeit damit, daß er alle Erfrischungen austrank, welche die Gäste sich geben ließen. Er trug einen dicken Husaren-Schnurbart, der immer naß war von Bierschaum, Kaffee und Liqueurs. Ueberdies hatte er den alten Komiker, den er irgendwo aufgegabelt, zu einer Leidenschaft für das Billard entflammt.

Kaum vom Bett aufgestanden, begannen sie schon ihre Partie, wobei sie sich beschimpften, bedrohten, einander die Points auslöschten, begannen wieder von vorne, nahmen sich kaum Zeit zu frühstücken und litten nicht, daß andere Spieler sie vom grünen Tische verdrängen. Und so fanden sie denn das Leben durchaus nicht unangenehm, obgleich Petrus Martel für das Ende der Saison den Bankerott sicher erwarten konnte.

Gontran führte seine Schwester wieder weg. „Komm in den Park; dort ist's frischer.“

Am Ende der Anstalt entdeckten sie plötzlich das Orchester unter einem chinesischen Kiosk.

Ein blonder junger Mann, der mit frenetischem Eifer die Violine spielte, dirigierte mit seinem Kopfe, seinem wallenden Haar, seinem Kumpfe die drei Musiker, aus welchen das Orchester bestand. Das war der Maestro Saint-Landri.

Während Christiane dieses merkwürdige Orchester betrachtete, ward ihr Bruder von einem Herren angesprochen.

— Guten Tag, lieber Graf!

— Guten Tag, Doktor!

Und Gontran stellte ihn vor: „Herr Doktor Honorat“

— „Meine Schwester“.

Als sie diesen dritten Arzt erblickte, vermochte sie ihre Heiterkeit kaum zu unterdrücken.

— Ich hoffe Madame sind nicht krank? fragte dieser grüßend.

— Doch, ein wenig.

Er drang nicht weiter in sie, sondern ging auf einen anderen Gegenstand über.

— Sie wissen, lieber Graf, daß Sie demnächst ein sehr interessantes Schauspiel genießen werden?

— Was denn, Doktor?

— Vater Driol will seinen Berg in die Luft sprengen lassen. Für uns hierzulande ist das ein großes Ereigniß.

Und er erklärte die Sache.

Vater Driol, der reichste Bauer der Gegend, besaß alle Weingärten in der Ebene. Knapp am Eingange des Dorfes erhebt sich ein kleiner Berg, auf welchem die besten Weingärten des Vaters Driol liegen. In einem dieser Weingärten, hart an der Strasse, gibt es einen großen Stein, welcher dem Weinbau im Wege steht.

Seit zehn Jahren kündigt Vater Driol jede Woche an, daß er diesen Stein in die Luft sprengen lassen werde, doch hat er sich dazu noch nicht entschließen können.

So oft ein Bursche aus der Gegend zum Kriegsdienst einrückte, sagte ihm Vater Driol: „Wenn Du auf Urlaub nach Hause kommst, bringe mir Schießpulver für meinen Stein mit.“

Und alle Soldaten brachten in ihren Säcken Schießpulver mit, welches sie für den Stein des Vaters Driol gestohlen hatten. Er hatte davon einen ganzen Koffer voll, aber der Stein wollte nicht in die Luft fliegen.

Seit einer Woche endlich sah man ihn mit Hilfe seines Sohnes Jacques, genannt „der Kolob“, den Stein untergraben; sie hatten das Loch mit Pulver gefüllt und den Eingang verstopft, wobei sie blos die Lunte durchlaufen ließen, eine Lunte für Tabakraucher, die sie beim Ortskrämer gekauft hatten. Um zwei Uhr soll die Lunte angezündet werden und fünf Minuten später soll der Stein in die Luft fliegen.

Christiane freute sich wie ein Kind auf diese Explosion. Sie kamen jetzt am Ende des Parkes an.

— Wohin geht man noch weiter? fragte sie.

Doktor Honorat erwiderte:

— Ans Ende der Welt, Madame, d. h. in eine Schlucht ohne Ausgang, die in der ganzen Auvergne berühmt ist. Es ist eine der schönsten Natur-Merkwürdigkeiten der Gegend, Madame.

Jetzt vernahmen sie hinter sich ein Läuten.

— Wie, schon zum Frühstück? sagte Gontran.

Und sie machten Kehrt.

Ein großer, junger Mann kam ihnen entgegen. Gontran sagte: „Christianchen, ich stelle Dir Herrn Paul Breigny vor.“

Sie fand ihn häßlich. Er hatte schwarze, aufrecht stehende, kurz geschorene Haare, allzu runde Augen mit einem schier harten Ausdrucke, einen runden, starken Kopf, einen jener Köpfe, die den Kanonenkugeln gleichen, herkulische Schultern, eine etwas wilde, brutale Miene. Allein von seiner Jaquette, von seiner Wäsche, vielleicht von seiner Haut strömte ein feiner, durchdringender Parfüm aus, welchen Christiane nicht kannte. „Was mag das für ein Duft sein?“ fragte sie sich.

— Sie sind erst heute Morgens angekommen, Madame? fragte er mit etwas dumpfer Stimme.

— Ja, mein Herr, erwiderte sie.

Doch Gontran bemerkte den Marquis und Andermatt, welche den jungen Leuten winkten, rasch zum Frühstück zu kommen.

Zu der jengenden Nachmittagsstunde stiegen sie vor zwei Uhr auf einem Waldpfade zu jener Anhöhe empor, wo der Stein des Vaters Oriol gesprengt werden sollte. „O, wie schön ist's hier!“ rief Christiane aus, als sie am Gipfel angelangt die endlose Ebene sich ausbreiten sah mit ihren gelben reifen Saaten, ihren grünen Wiesen, Dörfern und Städten und mit dem Puy de Dôme als Abschluß des herrlichen Panorama's. Da rief eine Stimme: „Madame! Madame!“ Es war der Doktor Honorat, der herbei eilte und die Familie auf den andern Abhang des Berges führte, auf eine Rasenböschung, unter ein Dickicht von Jungholz, wo schon an dreißig Personen versammelt waren. Der Berg fiel zu ihren Füßen jäb ab und hier, fast am Rande des Baches, stand der Stein, der gesprengt werden sollte.

Oriol Vater und Sohn waren eben damit beschäftigt, die Lunte zu befestigen. Jenseits des Baches, auf dem Wege nach Riom, stand eine neugierige Menge, um dem Schauspiel beizuwohnen. Christiane hatte sich gesetzt; der Marquis und Andermatt lagerten sich neben ihr im Grase, während Gontran stehen blieb.

— Sie scheinen viel weniger beschäftigt als Ihre Kollegen, sagte er dem Doktor Honorat.

— Ich bin nicht weniger beschäftigt, aber meine Kranken nehmen nicht so viel Zeit in Anspruch; auch ist es mir lieber, dieselben zu zerstreuen, als mit Medikamenten zu füttern.

Er hatte eine schelmische Miene, die Gontran sehr gefiel.

Allmählig kamen auch die Nachbarn von der Table d'hôte; die Wittwen Pailledoux, Mutter und Tochter, Herr Monécou sammt Tochter und ein dicker Herr, der fortwährend blies wie eine Maschine, der Bergwerks-Ingenieur Aubry-Pasteur, der in Rußland sein Glück gemacht hatte. Der Marquis und er waren verbündet. Der Ingenieur setzte sich unter drolligen, schwerfälligen Vorbereitungen, welche Christiane sehr belustigten.

Paul Bretigny zeigte der jungen Frau die Einzelheiten der Landschaft. Sie sah nicht Alles was er ihr in der Ferne zeigte, doch glaubte sie ihm gerne, daß er Alles sah mit seinen großen, runden Raubvögel-Augen, welche wohl die Kraft eines See-Fernrohres hatten.

Sie hörte nicht was er ihr erklärte, sondern schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen bei dem Stein. Sie war von einem unbestimmten Mitleid für diesen Stein erfüllt, der so lange da gestanden hatte und nun in die Luft gesprengt werden sollte. Die beiden Bauern waren jetzt damit beschäftigt, Kiesel am Fuße des Steines aufzuhäufen.

Inzwischen war das schaulustige Publikum immer mehr angewachsen. Auch der „Direktor“ war da, Herr Petrus Martel, umringt von seinen Untergebenen, dem Komiker Lapalme, dem ersten Liebhaber Petitnivele und den Musikern. Vor ihnen saßen drei Frauen im Grase, geschützt durch drei Sonnenschirme, einem rothen, einem blauen und

einem weißen, welche zusammen die französischen Nationalfarben darstellten. Es waren Fräulein Odelin, die Schauspielerin, ihre Mutter — eine gemietete Mutter, wie Gontran sagte — und die Kassierin des Casinos.

Gontran näherte sich jetzt mit funkelnden Augen seinem Freunde und sagte ihm halblaut:

— Paul, komm mit mir, ich will Dir zwei hübsche Mädchen zeigen.

Paul erhob den Kopf und sagte:

— Mein Lieber, ich sitze da sehr gut und rühre mich nicht von der Stelle.

— Du hast Unrecht, die Mädchen sind reizend. — Der Doktor wird mir sagen, wer sie sind. Es sind zwei Mädchen von 18—19 Jahren in schwarzen Seidenkleidern mit engen Ärmeln, eine Art Uniform oder Klostertracht, zwei brünette Mädchen . . .

— Ach ja, sagte der Doktor, es sind die Töchter des Vaters Oriol, die bei den frommen Schwestern in Clermont erzogen werden; echte Typen unserer auvergnatischen Race. Gute Parteeen . . .

— Sie sind Oriols Hausarzt? unterbrach ihn Gontran vertraulich.

— Ei freilich! rief der Doktor heiter.

— Wie ist es Ihnen gelungen, das Vertrauen dieses reichen Bauern zu gewinnen?

— Indem ich ihm vorordnete, recht viel Wein zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Er: Gestern Abend schickte Dienstmann,
Aber ach, er traf Dich nicht,
Treppe dunkel, Thür verschlossen,
Alle Fenster ohne Licht!
Musste mich vergebens sehnen
Nach dem lieblichen Gesicht.
Drahtantwort, wo Du gewesen,
Ungetreuer kleiner Wicht!

Sie: Gestern zum Souper gewesen:
Fünftes Regiment zu Fuß;
Heut' besucht mich mein Dragoner,
Der durchaus mich sprechen muß.
Morgen, wenn das Wetter günstig,
Fahr' ich mit Herrn Nathan aus;
Uebermorgen disponibel!
Deine treue kleine Maus.

W. W.